

Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 16

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 16 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

17. April 1937

Frühling

Nun ist er endlich kommen doch
im grünen Knospenschuh.
„Er kam, er kam ja immer noch“,
die Bäume nickten sichs zu.

Sie konnten ihn all erwarten kaum,
nun treiben sie Schuß auf Schuß;
im Garten der alte Apfelbaum
er sträubt sich, aber er muß.

Wohl zögert auch das alte Herz
und atmet noch nicht frei,
es bangt und sorgt: „Es ist erst März,
und März ist noch nicht Mai.“

D schüttle ab den schweren Traum
und die lange Winterruh,
es wagt es der alte Apfelbaum,
Herz, wag's auch du!

Theodor Fontane.

FORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

16

„Und Sie?“
„Ich tanze schlecht. Und ich tanze eigentlich nicht gern, eben weil ich schlecht tanze.“
„Nein, umgekehrt“, sagte Jo. Aber was können Sie denn?“
„Ich?“ Er lächelte. „Meinen Sie Sport oder Kunst oder...“
„Diesmal Sport. Aber wissen Sie, es ist mir im Grunde ganz einerlei, was Sie treiben. Nur Cello möchte ich Sie gerne spielen hören.“
„Cello? Aber das können Sie ja heute abend noch haben. Handmann begleitet sehr gut, ein Cello hat er von seinem Vater her, wenn Sie es also wünschen...“
„O herrlich. Das ist herrlich. Ja, heute abend, nicht wahr, wenn mich Handmanns noch eine Nacht behalten wollen, muß ich sagen.“ Nun wurde Jo plötzlich lebendig und wußte, was sie reden wollte und war voll eifrigen Zuhörens bei allem, was Andreas ihr erzählte. Als ob eine verborgene Quelle unter Laub und Wurzeln sich plötzlich entschlossen hätte, ans Licht zu gelangen. Wie auf der Landstraße plauderte sie, frisch vom Herzen weg. Die Anwesenheit der beiden Armen möchte auf ihr gelastet haben, und das Mitleiden mit den beiden schwerbeladenen Menschen, die Anwesenheit Zumbrunns in dieser Umgebung — sie war plötzlich wie erlöst.
„Ich gehe nicht gerne in Konzerte. Einer sitzt so am andern, und wenn einer den Schnupfen hat, muß man ihn mitmachen. Und wenn jemand auf dem Stuhl herumrückt, kann man nicht zuhören... aber daheim, und wenn jemand singt oder spielt,

den ich... der... der etwas kann, das ist doch ganz etwas anderes. Ich freue mich auf heute abend, ich freue mich so, Sie spielen zu hören, Herr Zumbrunn.“

„Ich heiße Andreas“, betonte er. „Altmodisch, nicht wahr?“
„Ach, was tut das, es ist ein schöner Name. Wenn Sie zum Beispiel Siegfried hießen? Wie der Drachentöter. Ich kann dies Epos nicht leiden. Der Siegfried betrügt die Brunhild, und der Gunther betrügt seine zukünftige Frau, und der Hagen betrügt die Kriemhild, um den Ort oder Platz zu erfahren, wo er durch das Drachenblut nicht ganz geschützt ist. Um ihn zu ermorden, nämlich. Und dann der furchtbare Schluß: Kriemhild tötet und verbrennt ihre ganze Familie, der Hagen schlägt noch schnell Ekel und Kriemhilds Kind den Kopf ab. Oh, es ist ein furchtbares Gedicht.“

„Die alten Verse sind schön. Die Gestalten sind groß gezeichnet...“

„Ja, ja, aber was für Menschen sind es! Ach ich lasse mich nicht befehren. Das war gut für damals.“ Sie machte eine Bewegung, als würde sie etwas über die Achsel ins Unendliche.

Der Lehrer kam. Zumbrunn sprach von Jos Wunsch, und Handmann, wie seine Frau, freuten sich aufrichtig auf den Abend und Jos verlängerte Anwesenheit.

Der Abend kam. Andreas spielte so, daß Jo mit gefalteten Händen wie geistesabwesend zuhörte. So ergriffen war sie, daß ihr die warmen Tränen über die Wangen liefen. Sie wischte sie schnell mit dem Handrücken weg, aber Andreas hatte sie

doch gesehen, und diese Tränen beglückten ihn mehr, als ihn je ein Lob beglückt hatte. Als er geendet, schwieg Jo. Sie hätte nicht gewußt, was sie hätte sagen sollen. Da kam er und nahm ihre Hand und sagte leise:

„Ich danke Ihnen.“ Immer von neuem bat sie um mehr, bis endlich Frau Handmann schüchtern um Ruhe flehte. In der kleinen Wohnung hörten die Kinder jeden Ton, könnten nicht schlafen und in große Aufregung geraten. Erschrocken hielt man inne.

Jo verabschiedete sich. Zu Zumbrunn sagte sie:

„Nun sind wir Freunde, nicht wahr? Gute Nacht, Andreas.“ Frühmorgens fuhr er weiter. Er hatte seine Adresse hinterlassen und sich die von Jo ausgebeten. Wo sie das nächste Mal erzählen würde? Wo das übernächste Mal? Wo sie sich in der Zwischenzeit aufhalten könne? Dann ging er mit leichtem Herzen und frohen Schritten. Handmann sah ihm nach. Er liebte diesen Freund.

Ein Schulmeister und seine Frau

Eine Stunde später nahm auch Jorinde Abschied. Sie vermochte es nicht, das auszusprechen, was sie doch tief empfand: die Bewunderung für das Elternpaar, das Mitleid mit Alice und das menschliche Schmerzgefühl für die beiden verkümmerten Geschöpfe. Sie nahm sich vor, das Haus mit seinen Insassen nicht zu vergessen und das Vorbild beispielloser Geduld und zugleich edelster Unabhängigkeit anderer nicht in sich erblassen zu lassen.

Handmann und seine Frau begleiteten Jo bis zu den drei Linden, wo die Landstraße in einen schönen, schmalen Weg mündete, der durch Wiesen einem Bach entlang führte. Sie drückten Jo warm die Hand und baten sie, bald wieder bei ihnen vorsprechen zu wollen. Alice mit den Geschwistern stand unter der Türe, und winkte so lange, als man sich sehen konnte. Hans und Betty hatten mit ihren ungeschickten Armen mächtig die Tücher geschwenkt und dabei so unmäßig gelacht; denn alles Ungewöhnliche war für sie entweder Schrecken oder Spiel und Lustbarkeit.

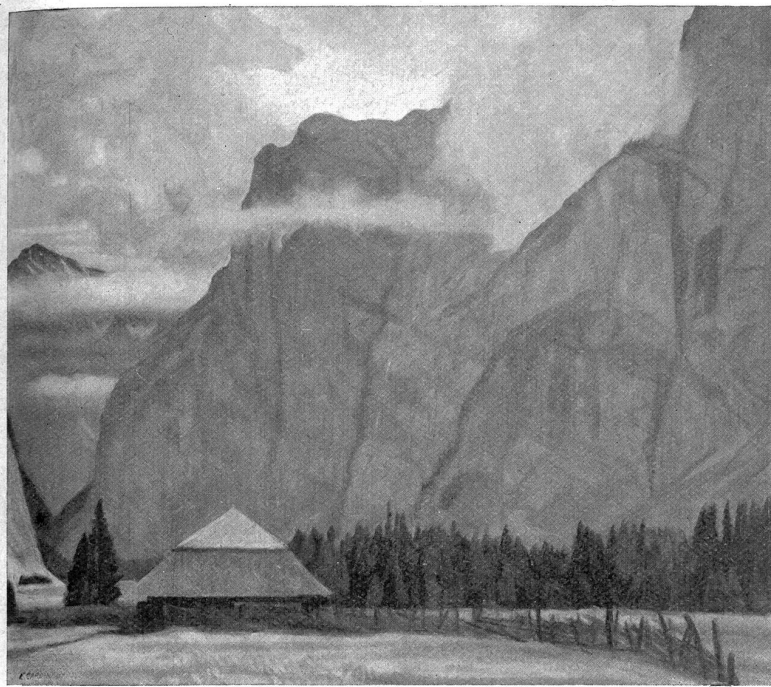
Langsam ging Jo weiter. Sie hatte viel zu denken und Fröhlichkeit wollte in ihrem Herzen nicht recht aufblühen. Dazu hingen graue Wolken mit ziehenden Schleiern über ihr, regengeschwellt und drohend. Ein Wind, einmal ungestüm und heftig, einmal unehrlich leise, bog die Pappeln, oder strich flüsternd um die kleinen geschwägigen Blätter, um dann plötzlich aufzuheulen, und die aufgewirbelten Blätter weit in die Lüfte zu jagen. Einen Regenschirm hatte Jo jugendlich verächtlich abgelehnt. Ein Filzhut! Ein Regenmantel! Dicke Sohlen und dann ein Regendach? Wenn sie damit den Skifreunden begegnet wäre!

Je weiter Jorinde ging, je freier atmete sie, je leichter wurde ihr zumute. Man braucht nur an Handmann zu denken, so muß sich Demut auf einem herabsenken, und wird einem wohl.

Wild zogen die Wolken über ihr dahin. Es wurde unheimlich dunkel und die Pappelblätter raschelten schaurig. Die Straße war leer. Die Vögel schwiegen. Es bellte kein Hund, man hörte keine Menschenstimme. Der Sturm erhob sich und haushoch tanzten die Blätter. Die Halme auf den Feldern bogen sich, der weiße Staub jagte die Straße entlang, verfolgt vom wütenden Wind. Die Wolken barsteten und stürzten zur Erde. Jorinde lief und lief. Unter dem Filzhut rann ihr das Wasser in den Hals. Der Mantel wurde flatternd zurückgeschlagen, der Rucksack wurde schwerer, und Jos Augen trübe von Nässe und Staub. Ein Auto fuhr vorüber, doch seine

Fenster hatte das rieselnde Wasser blind gemacht, niemand rief sie an, keine barmherzige Hand öffnete die Türe. Die Schnecken, die Regenpropheten, liefen über die Straße und freuten sich. Was nützt es, Regen anzufagen, wenn er schon da ist, dacht Jo böse. Vorher sollten sie herumkriechen und die Menschen warnen... aber wahrscheinlich würde niemand auf sie hören, und trotz der schwersten Prophezeiung tun, was er sich vorgenommen. Die Leute laufen ja in den Bergen in den Tod, wenn schon das Radio mit schallender Stimme große Lawinengefahr in die Welt hinausrief. Wie sollten da die Schnecken gehört werden? Ich habe ja auch über Frau Handmanns Schirm gelacht. Ach, wenn's doch schneien wollte, statt zu regnen. Dies Gepantsche hat ja keinen Sinn. Jo war wütend. Sie wußte genau, was Regen dem Landmann bedeutete. Aber sie wollte in ihrem Mergel über das Wetter so denken, wie es ihr paßte, und wenn's auch falsch war. Dazu hat ein junges Mädchen das Recht. Wenn jetzt der Wanderer käme, fiel ihr ein. Es wurde förmlich hell um sie und hell in ihr, beim bloßen Gedanken an den Menschen, den sie sich als besonders hilfreich vorstellte. Mir wäre der ganze Sturm einerlei, sagte sie sich, wenn dieser Andreas neben mir ginge. Aber so einsam gegen die Elemente kämpfen zu müssen... ach, nun werde ich romantisch. Einsam? Allein bin ich, das ist alles. Ich weiß gar nicht, was mit mir ist. Ich schwanke hin und her, ich bin lustig, ich bin traurig, bin freundlich, bin mürrisch; ich wickle mich doch sonst ab, wie eine schöne, glatte Schnur, gleichmäßig und sauberlich. Und jetzt ist's als sei ein Hund dazwischengesprungen und habe alles verwirrt. Ich bin aber auch so naß...

Da sah sie weit hinten, aber doch bald erreichbar, ein Haus am Wege stehen. Vielleicht lassen die mich herein, und ich kann meine Kleider trocknen. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, aber der Regen strömte noch so, daß es ausah, als dampfe die Erde von den wieder aufspringenden Tropfen. Jo lief auf die Haustüre des kleinen Hauses zu, doch sie war geschlossen. Kein Baum war in der Nähe, unter dessen Blättern sie ein kärgliches Obdach hätte finden können. Nur die Pappeln schüttelten sich die Nässe von den triefenden Nesten und Blättern, was wenig einladend ausah. So lief Jo weiter und hielt ihre Selbstgespräche: Geld habe ich in Rogell wenig eingenommen. Es war mir auch gleichgültig, ich hätte es bestimmt vergessen, wenn Handmann es mir nicht auf meinen Tisch gelegt hätte. Aber wie schön war es gestern. Die Kinder alle so lieb und so natürlich, und dann Andreas. Wie er spielte, zart und packend. Daß der gekommen war und meine Märchen hören wollte, das war doch lieb von ihm. Dem Ulrich fiel das ja nie ein, obgleich er beständig in den benachbarten Dörfern herumswirrt. Dem hätte es auch nichts geschadet, einmal eine Stunde lang sich mit etwas anderem zu beschäftigen, als mit seiner Fabrik und was weiß ich was. Ja, daß Andreas zuhörte, das war schön. Er sah da wie Walter von der Vogelweide, den Ellbogen auf die Knie gestützt und das Kinn in der Hand. Ich habe noch nie einen Mann so sitzen sehen, so lauschend. Man hätte ihn in Steinhauen sollen, so gut sah er aus. Der Ulrich, das habe ich ein paarmal bemerkt, der sitzt anders. Teils selbstbewußt, teils nachlässig. Wie hat der Pfarrer Koller gesagt: Man sollte hören, wie ein Mann über die Mädchen spricht, wenn er mit seinen Freunden ist, um zu wissen, wie er von ihnen denkt. Aber wie soll man diese Probe machen können? Hätte ich ihn doch gefragt. Ja, wenn alles, was einem zu spät einfällt, einem vorher einfiele, man wäre längst Millionär. Oder doch wenigstens gescheiter, als man war. Es gibt Leute, die können das, die treffen den Nagel auf den Kopf. Da geht's Schlag auf Schlag. Aber bei denen geht's wahrscheinlich auch sonst Schlag auf



Emil Cardinaux — Gasterntal

Schlag, die tun einem leicht weh. Man wird eben mit sich zufrieden sein müssen, wie man nun einmal ist.

Es sauste ein Auto vorüber, und Jo fuhr aus ihren Nachdenklichkeiten auf. Der Wagen zögerte, fuhr langsam, hielt an. Ein Herr von ungefähr fünfzig Jahren stieg aus und fragte Jo, ob sie mitfahren wolle.

„O gerne, aber schadet die Nässe Ihren Polstern nicht?“

„Lederpolster vertragen das“, sagte der Herr, und Jo stieg ein, nachdem sie sich geschüttelt wie ein Neufundländer, der eben aus dem Wasser gestiegen. Eine Dame saß im Wagen.

„Ich bin sehr froh, daß ich mitfahren darf“, sagte Jo, und dankte. „Ich hätte noch bis Neudorf gehen müssen.“

„Das wäre ein weiter Weg gewesen“, sagte die Dame.

„Aber mit dem Wagen ist man bald dort. Wir wohnen unweit Neudorf, haben Sie dort Bekannte?“

„Nein. Aber ich bin vom Lehrer eingeladen worden, denn ich wurde aufgefordert, den Kindern in seiner Schule Märchen zu erzählen.“

„Ach, sind Sie die Märchenerzählerin? Unser Herr Pfarrer hat uns davon gesprochen. Das ist hübsch. Darf man zuhören?“

„Ich weiß nicht“, sagte Jo. „Aber Sie sind ja im Städtchen bekannt, nicht?“

„Ja, das schon. Wollen Sie nicht bei uns wohnen? Das wäre hübsch.“

„Ich danke sehr, aber es wäre doch wohl unfreundlich... Obgleich ich mich immer vor mir unbekanntem Menschen bange, weil ich ihnen zur Last fallen muß... Sie kenne ich nun schon ein wenig.“

„Sie kennen mich“, lächelte die Dame.

„Ja, ich kenne Sie. Ich höre Ihre Stimme und Ihre freundlichen Worte, und ich sehe Ihr Gesicht und glaube, daß Sie mir erlauben, einzusteigen und mich vor dem Regen zu retten.“

„Das war mein Mann, der Sie einlud. Das Auto ist fein. Aber morgen sind Sie mein Gast, ja? Wann müssen Sie weiter?“

„Ich habe ein paar Tage Zeit. Leider. Es sind immer Pausen zwischen den Erzählertagen, und so verdiene ich lange nicht so viel, wie ich geglaubt habe. Ich muß lachen, wenn ich daran denke, was für Berge von Gold ich mir als Lohn vorstellte.“

„Sie sind nicht die einzige, die sich Berge von Gold vorstellte, und Ameisenhügel findet.“ Der Herr neben ihr lachte gedämpft. Die Dame schwieg.

„Kennen Sie die Lehrersfamilie?“ fragte Jorinde.

„Ich weiß nicht, wie gut Sie aufgenommen werden“, sagte die Dame zögernd. „Im ganzen rühmt man das Ehepaar nicht.“

„Nicht“, fragte Jo. „Ich komme von guten und hochstehenden Menschen. Ich wohnte bei Frau Handmann in Rogell, und...“

„Ja, das sind vorbildliche Leute und sie haben mehr zu tragen, als irgend jemand, den ich kenne...“

„Nicht einmal dich ausgenommen“, sagte der Herr.

„Nein. Nicht einmal mich ausgenommen.“ Jo erschraf. Was bedeutet das, dachte sie. Ich glaube, daß ich froh bin, nicht bei ihnen wohnen zu müssen.

„Wenn es Sie gelüstet, kommen Sie doch zu mir“, sagte plötzlich die Dame. „Ich lebe allein... wir haben keine Nachbarn und ich habe keine Kinder. Ich freue mich, wenn Sie kommen. Wie heißen Sie eigentlich?“

„Jorinde Steffen. Doktor Steffen vom Elisabethsanatorium ist mein Vater.“

„Ich habe öfters von ihm gehört. Und Sie erzählen Märchen in den Schulen?“

„Ja, ich wollte erproben, ob ich mein Brot verdienen könne. Aber...“

„Es ging nicht?“



Emil Cardinaux — Diskussion an der Bar

„Doch. Es ging gut. Aber ich habe gesehen, daß das gar kein richtiges Geldverdienen ist. Geh't mir schlecht, muß ich ja nicht verhungern. Und ich muß aus dem Verdienst keinen Hauszins bezahlen und es reicht nicht dafür. Und werde ich krank, gehe ich in Vaters Sanatorium, und die Schwestern schwirren nur so um mich herum. Nichts auf der ganzen Reise war mir unangenehm, im Gegenteil. Alles war schön, oder lustig, oder lehrreich, oder... nichts betrückte mich, als ein Ereignis, das nichts mit meiner Reise zu tun hat. Was es aber in Wirklichkeit heißt, sein Brot verdienen zu müssen, das habe ich eingesehen.“

„Willst du nicht auch versuchen, dein Brot zu verdienen, Irene“, sagte der Herr. „Es würde dir vielleicht nachher besser bei mir schmecken.“

„Was könnte anders werden?“

„Ich nicht. Aber vielleicht hättest du dich geändert. Vielleicht würdest du einiges ändern. Es steht alles bei dir.“ Jorinde wurde unruhig. Was das alles wohl bedeutet? Der Herr redet mit ruhigen Worten und verzieht das Gesicht nicht, aber der bösen Stimme nach müssen seine Worte eine andere Bedeutung haben. Er lud mich doch so freundlich ein, mitzufahren. Der Wagen hielt an, man war am Ziel. Der Herr öffnete die Türe und half Jo beim Aussteigen. Er hielt sie am Handgelenk fest und schob seine Finger ihr zwischen Hand und Ärmel, weit am warmen Arm hinauf. Jo war das unangenehm, sie zog die Hand rasch zurück, doch kannte sie in ihrer Unerfahrenheit nicht die Bedeutung der kurzen Berührung. Sie dankte und merkte sich die Telephonnummer, die die Dame ihr noch rasch nachrief. Jo läutete. Das Auto war nicht mehr zu sehen, als endlich aufgemacht wurde. Eine hagere Person öffnete.

„Was wollen Sie?“ fragte sie mißtrauisch. Sie trug eine glänzendgeplättete Schürze und ein schwarzes, langes Kleid, das den Boden streifte. Ihre Haare hatte sie oben auf dem Kopf zu einem kleinen Büßchen zusammengewickelt, das der Volksmund „Bürzi“ nannte, und das jeder Frau den Stempel der Lächerlichkeit verleiht, und den Eindruck macht, als sei alles an ihr zu eng, zu klein, zu mager, und selbstverständlich zu unschön geraten.

„Ich bin Jorinde Steffen“, sagte Jo. „Und ich bin eingeladen worden, hier im Hause zu wohnen.“

„So, so, eingeladen“, sagte die Frau und hüftelte. Jo wußte nicht, ob sie die Hausfrau vor sich habe oder eine Hilfe.

„Kommen Sie herein“, sagte die hagere Person, „Sie sind ja ganz naß. Stehen Sie hier auf den Lappen, damit nichts schmutzig wird. Und bitte, nicht auf den Strohhuhl sitzen, das verdirbt das Stroh. Hier ist eine Stabell. Und nun kommen Sie, damit Sie die nassen Kleider oben auf der Laube ausziehen können.“ Soll ich umkehren, dachte Jo, oder ins Wirtshaus gehen? Das erschien ihr aber zu unhöflich dem Lehrer gegenüber.

„Sind Sie Frau Klöpfer“, fragte sie.

„Natürlich. Wer sollte ich denn sonst sein? Hier im Hause laufen keine anderen Frauenzimmer herum als ich.“

Wäre noch schöner, das Geld denen hinzuwerfen. Der Klöpfer würde mir... Der Klöpfer ist nämlich mein Mann.“

„So“, sagte Jorinde. „Natürlich“. Die Frau ging vor ihr her die Treppe hinauf und führte Jo auf eine Holzlaube, wie sie bei den meisten Häusern auf dem Land zu finden ist.

„So, da ist ein Seil. Da können Sie Ihre Kleider aufhängen.“

„Aber ich habe keinen andern Rock. Nur eine Bluse... Können Sie mir vielleicht etwas leihen? Ich bin so naß.“

„Zu Duzenden habe ich die Jacken nicht vorrätig. Und die Röcke noch weniger. Wir werfen das Geld nicht weg.“ Jo

zog ihre Strümpfe aus dem Rucksack, der naß, und dessen Inhalt feucht war, und begann sie anzuziehen. Frau Klöpfer wich nicht von ihrer Seite.

„Das kommt von den neumodischen Spinnwebstrümpfen und -hemden, nichts hält stand. Wenn ich ein Meitschi hätte, wohl, dem wollte ich. Die käme mir nicht mit solchem Zeug.“ Aber sie ging hinaus und holte eine graue, wollene Jacke, über die Jo, trotz der mutmaßlichen Lächerlichkeit ihrer Erscheinung, froh war. Ihre schweren Schuhe stellte sie auf den Sims der Laube und zog ihre dünnen Morgenschuhe an. Unten rief eine hohe krächzende Stimme nach der Frau.

„Ich muß denk' wohl gehen“, sagte sie, „sonst... und da ist die Stube.“ Sie öffnete eine Türe und zeigte auf ein Bett, einen Stuhl und eine Kommode. „Ich denke, da haben Sie alles, was Sie brauchen. Wasser ist in der Küche, und der Krug steht auch unten. Ein Handtuch liegt da, und Seife haben Sie selber.“ Sie ging. Jo setzte sich auf den Holzstuhl. Wenn ich nur schon wieder fort wäre, dachte sie. Was ist das für eine Person? Das kann doch nicht die Frau des Lehrers sein? Sie ging an das Fenster und sah hinaus. Fortsetzung folgt.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

7. Kapitel.

Im weniger als zwei Minuten hatte ich mich in die Kleider geworfen. Als ich an Deck kam, sah ich, daß die Sonne bereits steil am Himmel stand. Trotz des herrlichen, sonnenklaren Wetters war, soweit die Sicht reichte, nur der tiefblaue Meeresspiegel zu erspähen.

Ich fuhr mit meinen Händen über die Augen.

Nicht, als ob ich das Gefühl hatte, zu träumen. Trotz eines leichten Schwindelgefühls und eines argen Hämmerns in meinem Kopf entging mir keinen Augenblick das Wirklichkeitsgefühl. Ich war mir über das Geschehene vollkommen im klaren: Die Nacht „Milica“ hatte in den frühen Morgenstunden oder vielleicht schon im Laufe der Nacht die Anker gelichtet und die Fahrt nach einem mir unbekanntem Ziele aufgenommen.

Blötzlich hatte ich das Empfinden, daß jemand hinter mir stand. Jäh wendete ich mich um. Ich blickte in das gerötete Gesicht eines großen breiten Mannes, der, in eleganter Leinenkleidung, die dunklen, schon ergrauten Haare von der Brise leicht zerzaust, mich anstarrte.

Nun kam er, als wollte er sich überzeugen, daß ich kein Gespenst, dicht an mich heran. Er überragte mich, obgleich ich nicht gerade klein bin, um eine Haupteslänge.

Er öffnete den Mund. Sein Atem verriet, daß er trotz der frühen Morgenstunde, bereits reichlich Whisky getrunken hatte.

„Mann, wie kommen Sie auf das Schiff?“ rief er. Er sprach englisch; seine Stimme klang rau und heiser.

Da ich nicht antwortete, musterte er mich neugierig. Sein Blick wanderte von meinen hellen Schuhen auf meinen Anzug, der einen guten Schneider verriet.

„Nach einem blinden Passagier sehen Sie ja nicht aus. Ich möchte bloß wissen, wo Sie bisher steckten...?“

Die schlanke, elegante Erscheinung, die jetzt hinter ihm auftauchte, entthob mich einer Antwort.

„Herr Weindal!“

Ob schon Milicas Gesicht Bestürzung verriet, hatte ich das deutliche Gefühl, daß sie Theater spielte.

Ich hatte noch kein Wort gesprochen; ich starrte das junge Mädchen feindselig an. Die großen, grauen Augen in dem schönen Gesicht wichen meinem Blick aus.

„Wollen Sie mir darüber Auskunft geben, wieso ich mich noch auf dem Schiff befinde...?“

Ich richtete die im trockenen Ton auf deutsch gesprochenen Worte an Milica.